

VON NICOLA BARDOLA

Nach welchen Kriterien bestimmt man einen Treffpunkt in London, um in Ruhe mit der Autorin eines der gefeiertsten Debütromane der vergangenen Jahre zu sprechen? Vielleicht in einem Lokal, das für die frischgebackene Schriftstellerin und ihr Schreiben eine besondere Bedeutung hat? Frischgebacken? Jenny Downham hat zwar mit ihrem Erstlingsroman „Bevor ich sterbe“ eine Welle der Begeisterung ausgelöst, aber Teil eines Fräuleinwunders der britischen Literaturszene ist sie mit ihren 44 Jahren nicht. Sie macht mehrere Vorschläge, denn sie schreibe gern außer Haus und das Restaurant, in dem der größte Teil ihres Romanes entstanden sei, habe vor Kurzem schließen müssen: Es sei ein alter, familiengeführter, wenig frequentierter Italiener Nähe Finsbury Park gewesen, ideal für ihre Texte, aber schlecht fürs Geschäft. Das Gebäude sei renoviert worden, das neue Lokal sei nun ziemlich scheußlich eingerichtet, immer voll, biete nur Sandwiches und die Tische draußen seien im Schatten und aufgrund der neuen Architektur nicht mehr windgeschützt. Ob wir dort alten Zeiten nachtrauern sollten? Sie habe auch Nähe Highbury im The Grove geschrieben, ein wundervolles Lokal, heute befinde sich ein Take-Away-Chinese darin. Ob sie verfolgt werde? Ob man ihr die kreativen Plätze nehmen wolle? Wichtig für sie sei in anderer Hinsicht ein Lokal in Heales, eher vornehm, im obersten Stock über einem Kaufhaus, denn dort habe sie den Vertrag mit ihrer Agentur unterschrieben. Oder in der Nähe ihrer Wohnung in Islington? Wir hätten mehr Zeit, denn um 15 Uhr müsse sie die Kinder von der Schule abholen.

Jessy Downham wurde vom Erfolg überrollt. In kurzer Zeit wurden die Rechte an ihrem Debüt in mehr als 20 Länder verkauft. Als allein erziehende Mutter zweier Söhne (heute neun und elf Jahre alt) beschloss sie, alle Einladungen ausländischer Verlage zu Lesereisen auszuschlagen. Sie bleibt also in London, aber da ist sie umso auskunftsfreudiger. Die U-Bahn-Haltestelle Angel habe nur einen Ausgang. Oben befänden sich zwei Parkbänke. Dort warte sie. Sie trage einen schwarzen Mantel und halte einen orangefarbenen Schirm, auch wenn es nicht regne.

Es ist ein strahlend blauer Tag. Der orange leuchtende Knirps verschwindet fast in der Armbeuge ihres dünnen Regenmantels. Jenny Downham ist klein und schmal. Ihr Gesicht ist unverwechselbar: hohe Stirn, hoher Oberkieferknochen und ausdrucksstarke blaue Augen. Ihre kurzen, entschiedenen Schritte führen von der verkehrsreichen Kreuzung rasch in die idyllische Camden Passage und dort in das Lokal „The Elk In The Woods“, wo es die besten Chips in Islington gebe. Wir setzen uns an einen Fensterplatz. Jenny Downham spricht mit klarer und sicherer Stimme. Jenny Downham war Schauspielerin, bevor sie Schriftstellerin wurde. Lächelnd erzählt sie von der missglückten Filmkarriere, die vielversprechend mit Engagements in einer Doku-Serie über Hippies und einem mehrwöchigen Einsatz in Paris begann. Beides brachte nicht den erhofften Durchbruch und an die folgenden Castings wollte sie sich nicht gewöhnen: „In einem Raum mit vielen Menschen, die dir ähneln, einige kleiner, die meisten größer, aber alle irgendwie du selbst mit demselben, mit deinem Ziel.“ Nach einigen weiteren kleinen Rollen tourte sie mit einer Theatergruppe durch das Land und spielte in Jugendzentren, in Gefängnissen oder Kliniken. Diese Zeit habe sie viel stärker geprägt als die Dreharbeiten. „Wir fragten manchmal die Jugendlichen, was für ein Theaterstück sie gerne sehen möchten. Immer wünschten sie sich etwas mit Sex und Drogen. Also ließen wir uns dazu Geschichten einfallen.“ Jenny Downham verkörperte auf Tour bis zu zehn verschiedene Figuren, die sie teilweise selbst erfand. Viele Geschichten schrieb die Grup-



Jenny Downham hat mit ihrem Erstlingsroman „Bevor ich sterbe“ eine Welle der Begeisterung ausgelöst

Ein Leben zu Ende schreiben

Ein Besuch bei **Jenny Downham**. Sie hat einen Roman über die letzten Monate eines leukämiekranken Mädchens geschrieben.

Es wurde eines der erfolgreichsten britischen Bücher der vergangenen Jahre

pe oder improvisierte auf der Bühne. Ohne diese Erfahrung hätte der Roman „Bevor ich sterbe“ nicht entstehen können.

Ob es literarische Vorbilder gab? Sie nennt Raymond Carvers Lyrik als wichtigsten Einfluss und für ihre Recherchen Susan Sontags „Krankheit als Metapher“. Beide Hinweise scheinen auf Anziehung weit weg von Jenny Downhams Debüt. Kein Wunder: Es gibt keinen vergleichbaren Text, der in der Ich-Form und im Präsens die letzten Monate eines an Leukämie erkrankten Teenagers schildert. Nach vier Jahren Behandlung erfährt die 16-jährige Erzählerin Tessa, dass das Hoffen ein Ende hat. Ein neuer Befund diagnostiziert ihren Krebs als zu weit fortgeschritten und als unbesiegbare. Tessa reagiert auf die Frist, die ihr damit gesetzt wird: statt angesichts des Todes in Lethargie zu verfallen, notiert sie die Dinge, die sie noch erleben will. An oberster Stelle der Liste dieser bis dahin einsamen, aber jetzt mit jedem Tag offener werdenden jungen

Frau stehen Sex und Drogen oder Ladendiebstahl, aber auch Poetisches und Kommunikatives wie ein Tag am Meer oder einen Tag lang niemandem einen Wunsch auszuschlagen.

Mit ihrer attraktiven Freundin Zoe, macht sie sich an die Verwirklichung. Zoe plädiert für eine Nacht ohne Liebe, dementsprechend ist die Entjungferung enttäuschend, die Drogenaufnahme aber glücklich – sogar mit handelsüblichen Pilzen – und zwischendurch nerven Tessas kleiner Bruder auf erfrischend freche Weise und Tessas überfürsorglicher Vater auf niederschmetternd optimistische Art, denn Dad kann den bevorstehenden Tod bis zuletzt nicht akzeptieren. Tessas Mutter, die ihre Familie mit einem anderen Mann früh verlassen hatte, kehrt im Endstadium der Erkrankung der Tochter zurück. Erstaunt stellt Tessa fest, dass die lange von ihr erherrte intakte Familie nicht nur Glück bedeutet, sondern der Augenblick der neuen Zärt-

lichkeit zwischen ihren Eltern sie auch schmerzt. Feinfühlig, exakt und authentisch packt dieser stilistisch unpräzise, aber atmosphärisch ungewöhnlich dichte Bericht bis zum letzten Atemzug, bis zur letzten Zeile, bis zum unausweichlichen letzten Augenblick.

Mit einem Gesicht wie aus einem Ingmar-Bergman-Film, das man jedenfalls weniger mit britischem, eher mit skandinavischem Kino assoziiert, sitzt Jenny Downham am Fenster und erläutert den Terminus „playful energy“: Als ihr zweiter Sohn geboren wurde, gab sie die Schauspielerei auf, suchte aber ein Ventil für ihre Kreativität. „Du bist der Arzt und ich spiele die Patientin, die in deine Praxis kommen. Ich verkleide mich jedes Mal neu, ja?“, schlug sie dem Älteren vor. Aber der sagte nur: „Mama, lass mich in Ruhe. Ich lese.“ – „Wohin sollte ich mit der spielerischen Energie aus meinem Schauspielerleben? Lesen war das Stichwort. Also fing ich an zu

schreiben, ohne zu ahnen, dass daraus ein Roman werden würde. Es tat mir gut.“

Jenny Downham schreibt ohne vorgefertigten Plot. Dass Tessa sterben sollte, kristallisierte sich erst nach einer Weile heraus. Dann aber schien sich alles ineinander zu fügen bis hin zur Begeisterung David Ficklings, der als Entdecker Mark Haddons („Supergute Tage“) oder Philip Pullmans wie kein anderer Erfahrung mit der Veröffentlichung von Cross-Over-Texten hat. Er verlegte „Bevor ich sterbe“ zunächst als Jugendbuch, danach erschien es für Erwachsene. Auch in Deutschland erscheint „Bevor ich sterbe“ in zwei Ausgaben. Beim Schreiben dachte Jenny Downham nicht an Zielgruppen. Für sie als frühere Schauspielerin bestand die Hauptaufgabe darin, sich täglich in einen anderen Menschen zu versetzen. Sie blickte Monate lang durch Tessas Augen auf die Welt. Sie führte diszipliniert „Tessas“ Tagebuch über die Ereignisse des Vortages. „Ich durchquere auch

heute noch jeden Morgen einen Friedhof, um meine Kinder zur Schule zu bringen. Es ist ein wundervoller, alter Friedhof mit moosbewachsenen Statuen. Meine Kinder mögen besonders den ‚Steinengel‘, die Skulptur eines Mädchengesichts. Der Vater des verstorbenen Mädchens war Steinmetz und formte es für das Grab. Es hieß Agnes. Meine Söhne rufen oft im Vorübergehen: ‚Hallo Agnes!‘ Sie sind vertraut mit dem Tod, bringen Agnes manchmal Blumen, manchmal verhalten sie sich respektlos. Es liegen schöne Steine vor Agnes. Als sie einmal einige mitnehmen wollten, sagte ich den Kindern, dass man zuerst die Angehörigen fragen muss.“

Ob Jenny Downham durch dieses tägliche Memento mori, durch diesen Friedhofsgang bewusster lebt? „Auf dem Rückweg von der Schule bin ich allein. Ich beobachte den Sonnenstand, den Wind, den Regen, alles. Ich stelle mir manchmal vor, Agnes zu sein. Ich verweile da oft. Stelle mir das Skelett unter der Erde vor, die Verwesung, die Stellung der Knochen. Das gehört zu meiner Übung.“ Noch wirksamer für ein bewusstes Leben seien aber die Kinder, denn sie lebten bedingungslos in der Gegenwart und für den Augenblick. „Von Geburt an nehmen sie einen mit, nonstop, von einem existenziellen Moment zum nächsten.“

Der Hauptteil des Romans macht die zärtliche, behutsam erzählte Liebesgeschichte zwischen Tessa und Adam aus. Der wortkarge Nachbarsjunge hat seinen Vater verloren, kümmert sich um seine trauernde Mutter und pflegt den Garten. Dank Adam erlebt Tessa Schöneres, als sie zu hoffen wagte: „Als ich die Sexszenen schrieb, vermutete ich, dass man mehrere Passagen streichen würde. Aber dann beschloss ich, nicht darauf zu achten, sondern später nach Fertigstellung des Textes den Verlag entscheiden zu lassen, was erlaubt ist und was nicht. Doch dann kamen keine Änderungswünsche. Also sind sie alle noch so im Buch, wie ich sie geschrieben habe.“ Diese Liebe zu Adam ermöglicht Tessa ein selbstbestimmtes Sterben.

Sterbende Kinder bilden manchmal literarische Motive zur raschen Hervorbringung von Emotionen. Dagegen stemmt sich Downham mit einer radikalen Entschleunigung, die bis in den stakkatohaft stattfindenden Tod hinein die jugendliche Leidenschaft für das Leben zeigt. Beim Lesen befällt manch Erwachsener ein Gefühl der Hilflosigkeit, das alle Eltern kennen, die ein Kind verlieren, nicht an den Tod, aber an den normalen Lebenslauf, wenn aus Kindern Erwachsene werden. „Bevor ich sterbe“ ist ein trauriges und schönes Buch, das Sterben und Tod thematisiert, dabei aber das Leben feiert. An dessen Ende fühlt man sich lebendig wie selten.

Jenny Downham begleitet mich zurück durch die Gässchen Islingtons zur Tube Station Angel. Sie winkt zum Abschied mit ihrem orangefarbenen Knirps. Bald wird sie trockenen Fußes den Friedhof durchqueren. Engel, Steinengel, Tessa, Agnes, Vogel. Zurück in Deutschland lässt mir ihr Vorbild keine Ruhe und ich stoße auf Raymond Carvers Satz: „Ich bin nicht meine Figuren. Meine Figuren sind ich“, der auf wenige Autoren so sehr zutrifft wie auf Jenny Downham. Dann finde ich im Gedichtband „Gorki unterm Aschenbecher“ die Zeilen, die Carver seiner Frau Tess widmete, als hätte er sie auch für Jenny und ihre Tessa geschrieben: „Eine Weile lang erlaubte ich mir anzunehmen, ich wäre tot – und auch das war nicht schlimm, zumindest einige Minuten lang, bevor es sich richtig eingepreßt hatte: tot. Während ich mit geschlossenen Augen da lag, kurz nachdem ich mir vorgestellt hatte, wie es wäre, wenn ich wirklich nicht mehr aufstehen würde, dachte ich an dich.“

Jenny Downham:
Bevor ich sterbe.

A. d. Engl. v. Astrid Arz.
C. Bertelsmann, München. 320 S., 17,90 €.

Heinrich der Löwe und seine Zeit.
Von Paul Barz.

dtv, München, 278 S., 14, 90 €.



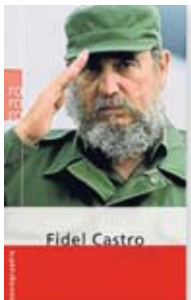
Wer in München wohnt, kann sich ihm derzeit nicht entziehen: Heinrich dem Löwen, der als wohl pragmatischster Pyromane überhaupt in die Weltgeschichte einging. Durch einen gezielt gelegten Brückenbrand machte er München vor genau

850 Jahren von der Provinz- zur Salz- und schließlich (angeblich) zur Weltstadt. Paul Barz schildert nun den „Bruderzwist“ zwischen den stolzen Welfen und den ärmeren Stauffern, exemplarisch abgehandelt am lebenslangen Duell von zwei Männern: Heinrich III. und Barbarossa. In sechs Kapiteln – Kindheit, Aufstieg, Wende- und Höhepunkt, Glanzzeit, Fall und Tod – zeigt er seinen Protagonisten Heinrich als steten „Schatten“ auf dem Glanz Barbarossas und zudem selbst als widersprüchlichen Charakter wie er typisch war für sein Jahrhundert: als egomanen, fleißigen „Erfolgsmenschen“, der bereits als Kind ins politische Geschehen geworfen wurde. Seine spätere Macht sicherte sich Heinrich durch sein Wirtschaftsverständnis, der Politik begegnete er allerdings mit einer „gehörigen Portion Zynismus“, und die allgemein proklamierten Tugenden des 12. Jahrhunderts waren ihm fremd. Barbarossa dagegen, der seine Kindheit auf dem Hofe des Vaters verbracht hatte, hatte sie alle: die viel beschworene Ritterlichkeit, die Gabe, bis zur Selbstver-

nichtung zu kämpfen und ein Talent für Politik. Getrieben von der Vision, mit Bayern und Sachsen die beiden größten deutschen Herzogtümer in „welfischer Hand“ zu sehen, ließ Heinrich den Konflikt mit seinem Vetter schließlich eskalieren, indem er ihm die militärische Unterstützung gegen Italien verwehrt – womit er seinen eigenen Abstieg besiegelte. Spannend wird dieses Porträt durch Barz' Blick für große Zusammenhänge, die er als lebendigen Plot und ohne Quellenverweise einfach hinuntererzählt. Damit die Schilderung von Dynastien, Konfliktlinien und Schlachten dabei nicht zur Auflistung wird, zieht sich der Autor nie ganz hinter das Geschehen zurück. Selbst monatelange Belagerungen lesen sich so nicht zäh und statisch – Barz nutzt jede Seite, um ein pointiertes Psychogramm des Welfen zu zeichnen.

Fidel Castro.
Von Frank Niess.
Rowohlt, Reinbek, 160 S., 8, 95 €.

Wie sich das anfühlt, Fidel Castro zu sein? Diesem Porträt nach: ziemlich gottgleich. Gut, es gab bessere Demagogen (das Ehepaar Peron), erfolgreichere Despoten (in Pjöngjang), markanter Sozialistenbärte (am Kinn von Lenin), und Gorbatschow wird auch schon bessere Spaghetti gegessen haben als die, die ihm der Máximo Líder gekocht hat. Doch wird Castros Lebensweg entscheidend von der Gabe bestimmt, Belanglosigkeiten dieser Art zu ignorieren,



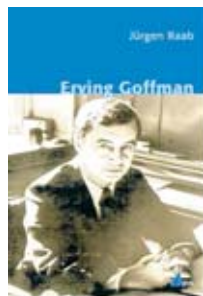
TASCHENBÜCHER DER WOCHE:
BIOGRAFIEN

und sein neuester Biograf liebt ihn geradezu dafür. „Castro war ein Mann der Superlative“, schreibt er, was ja eigentlich nur fast stimmt. Klar, Fidel, der verflixte Gewinner, lag schon bei sportlichen Schulwettbewerben immer ganz vorn, und war dank seines fotografischen Gedächtnisses sogar (beinahe!) Klassenbesten. Aber Fidel, der Teufelskerl, zettelte lieber mit dem kleinen Raúl eine Mini-Revolution gegen die mageren Essensrationen an seiner Schule an (prompt flog er). Der „hochaufgeschossene, gutaussehende, sportliche, im Umgang mit anderen gewiefte“ promovierte Jurist verstand es eben, der „robuste Bauernsohn“ zu bleiben, der er war, unbelastet von den lästigen emotionalen Empfindlichkeiten und Asthma-Anfällen des Che. Mit seiner „Armee der Schatten“, die zunächst nur 18 und später bis zu 800 Mann umfasste, überstand er den selbst für eine große Guerrilla riskanten Mehrfrontenkrieg genauso gefasst wie später das US-Embargo gegen Kuba. Nach einem revolutionären B-Movie klingt das informative und recht zupackend geschriebene Buch des Journalisten und Kubakenners Frank Niess also nicht, oder bloß dort, wo es dem Gesamtmythos dient: Castro war nie der kaltblütigste Mörder, das überließ er seinem Bruder Raúl, dem jetzigen kubanischen Staatschef. Er war wohl auch nicht der einfühlsamste Liebhaber, zeugte aber mit vier Frauen acht Kinder, immerhin. Und seit er sich kürzlich selbst mit einem späten Golden Handshake in den

Ruhestand verabschiedete, ist er ... ja, was eigentlich? Ein bald 82-jähriger „Seufzer in der Geschichte“.

Erving Goffman.
Von Jürgen Raab,
UVK, Konstanz, 137 S., 14, 90 €.

Erving Goffman ist der Cat Stevens unter den Soziologen. Einerseits unterwarf er sich keinen Regeln, grenzte sich persönlich stark ab und entzog sich regelmäßig auch den Fachkollegen – in seinem Fall jenen der Universitäten Chicago und Berkeley, wo er lehrte. Andererseits schärfte er wie kein Zweiter den Blick für zwischenmenschliche Nähe und Distanz. Seine Bücher aus den Siebziger zählen zu den meistgelesenen soziologischen Werken überhaupt. Mit wissenschaftlichen Mitteln begab sich Goffman auf Spurensuche in „totalen Institutionen“, analysierte Gefängnisse, Konzentrationslager, aber auch Internate, um im Extremen das allgemein Menschliche herauszuarbeiten. Soziale Begegnungen beschreibt er als ein Bühnenstück, das umso gefälliger gestaltet werden kann, je loyaler es Staffage (also die anderen „Darsteller“) und „Publikum“ auf-



nehmen, wie sich der Einzelne um die Vermittlung seines Images, um seine Selbstdarstellung bemüht. Goffmans Kernthemen: Kommunikation und das Ausfeilen von gemeinsamen Handlungsgrundlagen unter vorstrukturierenden, bekannten Regeln und neu empfangenen Reizen.

Bis hierhin gelesen und kein Wort verstanden? Dann hilft diese erste deutschsprachige Einführung in das komplexe Werk des großen Soziologen weiter, denn Jürgen Raab beweist Mut zur Lücke, ohne jedoch allzu viel auszulassen. Ein volles Kapitel widmet er allein Goffmans prägenden Einflüssen. Raab, der an den Universitäten Luzern und Konstanz Soziologie unterrichtet, bricht Goffman auf einige wenige Kernthesen herunter, mit denen sich auch lebensnahe Fragen beantworten lassen: Was ist schon normal? Wie können wir uns überhaupt gegenseitig verstehen, und inwiefern laufen Familienfeste nach ähnlichen Gesetzen ab wie Außenministertreffen? Eine gut lesbare Einführung, mit der man immerhin schon mal den Alltag und die Zwischenprüfung übersteht.

Madonna und wir – Bekenntnisse.
Hg. von S. Grether und K. Grether.
Suhrkamp, Frankfurt/M., 300 S., 12 €.
Ab 23.7. im Handel.

Ja, sie heißt wirklich so: Madonna, Louise, Veronica, Ciccone-Ritchie. Und wird ungelogen in vier Wochen fünfzig Jahre alt. Dafür ist der Rest geschwindelt. Unbestritten



hat auch eine fünfzigjährige Madonna genug Restfeuer (und erst recht Asche) für eindrucksvolle Live-Auftritte, doch ist sie schließlich auch längst kein Mensch mehr, sondern ein Produkt, ein Phänomen wie ihrerzeit höchstens noch Louise Brooks, Marilyn Monroe oder die Marchesa Luisa Casati. In „Madonna und wir“ ergründen zeitgenössische Popautoren die Fabrik Madonna. Diese Obermarke. Diese Frisuren. Die Marketingmaschine. Herausgekommen ist die Hommage einer Generation, die gerade noch so von sich behaupten kann, im alten Jahrtausend richtig jung und popgläubig gewesen zu sein. Ariadne von Schirach etwa versenkt sich in ziemlich viel Weißwein und einem Tristesse-Royale-artigen Dialog mit einer zehn Jahre älteren Freundin. Natürlich hat es da nicht um Erlebnisse mit, sondern zu Madonna zu gehen, und wieder mal um die daraus resultierenden Wahrnehmung des Lebens, verstanden als gegenwärtiger Ausschnitt der Postmoderne (oder so) – garniert mit drei Generationen Schwermut. Dirk Knipphals beugt sich ein wenig nachdenklich über seine noch nicht ganz pubertierende Tochter und meditiert zu „Papa, don't preach“ über minderjährige Schwangerschaften. Jenni Zylka warnt vor spät erblondeten Frauen, gegen die sich Brünnete wie Tonsurträger zu fühlen hätten, denn erst „mit blonden Haaren fängt das Leben richtig an“. Und like a virgin? Lassen wir das. Im Zusammenklang hören sich die einzelnen Geschichten angenehm unabgesprochen, authentisch und inwendig an. Madonna, die irgendwie noch nie und irgendwo doch immer authentischer war, ist eben auch im neuen Jahrtausend ein Symptom, das vielen gemein ist und an dem sich bestens halbsociologisch herumtherapieren lässt. Was hier gelungen ist.

Johanna Schmeidler